

COLIN COTTERILL

Ein Kopf macht noch keine Leiche



GOLDMANN

Lesen erleben

Buch

Jimm Juree, Mitte dreißig und ehemals Kriminalreporterin bei einer thailändischen Zeitung, leidet unter Provinzblues. Nachdem ihre Mutter vor einiger Zeit die Idee hatte, ein heruntergekommenes Ferienresort auf Vordermann zu bringen, lebt die schrullige Sippe in einem verschlafenen Nest – und Jimm glaubt, ihr Leben, zumindest aber ihre Karriere sei zu Ende. Doch in der Provinz geschieht mehr, als man gemeinhin vermutet. Zum Beispiel beim morgendlichen Gassigehen am Strand. Da schlagen Jimms Hunde plötzlich Alarm. Irgendein Strandgut ist äußerst aufregend, aber leider zu groß zum Apportieren. Jimm findet einen abgetrennten Männerkopf, den sie pflichtschuldig den örtlichen Behörden meldet. Doch die interessiert das wenig. Das Dorfoberrhaupt würde das Problem gerne von der nächsten Flut wegspülen lassen, und die Ermittler klopfen lieber dumme Sprüche, als ihren Job zu machen. Doch Jimm lässt nicht locker – irgendwo muss schließlich der Rest des Toten stecken.

Nebenbei bereiten Jimm auch die Gäste in ihrem kleinen Strandhotel Kopfzerbrechen. Eine Mutter und ihre Tochter sind in einem Auto angereist – ohne Nummernschilder und ohne Papiere. Jimms Instinkt sagt ihr, dass das Gespann etwas zu verbergen hat, und die findige Spürnase liegt mal wieder goldrichtig ...

Weitere Informationen zu Colin Cotterill
sowie zu lieferbaren Titeln des Autors
finden Sie am Ende des Buches.

Colin Cotterill

Ein Kopf macht
noch keine Leiche

Ein Thailand-Krimi

Aus dem Englischen
von Jörn Ingwersen

GOLDMANN

Die Originalausgabe erschien 2012 unter dem Titel
»Granddad, there's a Head on the Beach«
bei Quercus, London.

 Dieses Buch ist auch als E-Book erhältlich.



Verlagsgruppe Random House FSC® N001967
Das fsc®-zertifizierte Papier *München Super* für dieses Buch
liefert Arctic Paper Mochenwangen GmbH.

1. Auflage

Deutsche Erstveröffentlichung Mai 2014

Copyright © der Originalausgabe

2012 by Colin Cotterill

Copyright © der deutschsprachigen Ausgabe 2014

by Wilhelm Goldmann Verlag, München,

in der Verlagsgruppe Random House GmbH

Published in agreement with the author,

c/o Baror International Inc., Armonk, New York, U.S.A.

Umschlaggestaltung: UNO Werbeagentur, München

Umschlagbild: FinePic®, München

Redaktion: Gerhard Seidl

LT · Herstellung: Str.

Satz: omnisatz GmbH, Berlin

Druck und Bindung: GGP Media GmbH, Pößneck

Printed in Germany

ISBN 978-3-442-48127-9

www.goldmann-verlag.de

Besuchen Sie den Goldmann Verlag im Netz:



Gewidmet ist dieses Buch den tapferen Feierabendsängern, Coverbands und Karaoke-Helden Thailands, die phonetisch das englischsprachige Liedgut attackieren, ohne sich um solche Unannehmlichkeiten wie den tieferen Sinn zu scheren. Von ihnen stammen die Zitate, die ich seit über zwanzig Jahren zu einem Katalog verstümmelter Songtexte zusammengestellt habe, von denen ich einige dankend in diesem Buch verwende. Sollten Sie – wie ich – in einem bestimmten Alter sein und kurz prüfen wollen, welche Fortschritte Ihre Demenz macht, habe ich die korrekten Texte der Kapitelüberschriften ans Ende dieses Buchs gesetzt, damit Sie sich selbst testen können.

KAPITEL EINS

Slipping on the dog

»Raindrops Keep Falling on My Head«
Burt Bacharach

Opa?»

Er blickte nicht mal auf. Er hatte einige Probleme, unser Opa. Schwerhörigkeit gehörte nicht dazu. Nichtwissenwollen sehr wohl. Er täuschte Ersteres vor, um Letzteres zu erreichen.

»Opa?»

Er wusste, dass ich da war, aber ich hatte zugegebenermaßen einen eher ungünstigen Zeitpunkt gewählt, um zu ihm durchzudringen. Momentan herrschte in Downtown Maprao die morgendliche Rushhour, und er musste den Verkehr im Auge behalten. Viele der Fischer, die von ihren Booten kamen oder gerade dorthin wollten, hielten bei Jieps Reisporrridge-Bude gegenüber auf der anderen Straßenseite. Geschäftiger als um halb sieben Uhr morgens würde es nicht werden. Opa saß in seinem weißen Unterhemd und seinen Fred-Feuerstein-Shorts am Straßenrand und betrachtete kopfschüttelnd die vorbeifahrenden Autos. Wie ein ausrangierter Matador, der mit finsterner Miene einen Bullen auf der Weide mustert und sich vorstellt, wie er das Untier in jüngeren Jahren bezwungen hätte, so warf Opa den Lieferwagen und Motorrädern böse Blicke zu. Es waren gar nicht viele, doch alle missachteten sie die

Verkehrsregeln auf die eine oder andere Weise. Opa konnte jede einzelne Vorschrift. Er war vierzig Jahre lang Verkehrspolizist gewesen und hatte weitere vierzehn Jahre das *Mitteilungsblatt der Königlich-Thaiändischen Verkehrspolizei* abonniert, um auf dem Laufenden zu bleiben, was etwaige Änderungen anging. Er war ein lebendes Handbuch der Bagatelldelikte: vermutlich der sachkundigste Mensch zu diesem Thema in der ganzen Provinz Chumphon, wenn nicht gar im ganzen Land. Oft genug drängten wir ihn, sich bei *Genuine Fan* auf Channel Five zu bewerben, wo Leute, die sich ihr Leben lang mit irgendetwas Sinnlosem befasst hatten – streitlustige Hirschkäfer, Designerhandtaschen, Fußballergebnisse der englischen Premier League und dergleichen –, Gelegenheit bekamen, Fragen zu ihrem Spezialgebiet zu beantworten und einen Kühlschrank zu gewinnen. Opa Jah besäße inzwischen eine ganze Flotte von Toshiba-Tiefkühltruhen.

Düster starrte ich ihn an, hoffte immer noch auf eine Reaktion. Es war, als wartete man auf die Evolution des Cro-Magnon-Menschen. Ich fragte mich, welche Verwendung wir wohl für Opa gefunden hätten, wenn er sein erstaunliches Erinnerungsvermögen statt den Verkehrsregeln der Atomphysik gewidmet hätte.

Abseits der großen Städte wird man in Thailand kaum jemanden finden, der sich mit Verkehrsregeln auskennt – schon gar nicht die Polizei. Wer zu arm ist, im Verkehrsamt mit einer ansehnlichen Flasche Whisky zu erscheinen – woraufhin die Fahrerlaubnis umgehend ausgestellt wird –, bekommt einen Multiple-Choice-Fragebogen ausgehändigt, dessen korrekte Antworten von den zwanzig vorhergehenden Bewerbern auf dem Schreibblock gut durchgedrückt sind. Dann fährt man sein Fahrzeug zu einem Baum, un-

ter dem der Prüfer sitzt. Er fordert den Anwärter auf, einzuparken. Schafft man das, ohne den Baum zu knicken oder den Prüfer umzufahren, hat man den Führerschein schon in der Tasche. Die wenigen Leute, die sich mit den Verkehrsregeln auskennen, sind hier unten klar im Nachteil. Die nordsüdliche Route 41 führt durch Chumphon und ist die gefährlichste Strecke im ganzen Land. All die wackeren Schlaumeier aus Bangkok, die gelernt haben, wann man höflich Zeichen gibt und wie man die Hände angemessen am Lenkrad hält, werden unweigerlich von unbeleuchteten, mit Kokosnüssen überladenen Lieferwagen abgedrängt, die mit Vollgas auf sie zuhalten. Besserwisser sind in Chumphon nicht gern gesehen.

Also, jedenfalls versuchte ich Opas Aufmerksamkeit in einer Angelegenheit zu gewinnen, die ich für erheblich dringender hielt als die Einhaltung der Verkehrsregeln.

»Opa!«, kreischte ich mit durchdringender Stimme. »Da liegt ein Kopf am Strand!«

Wenn ich ihn damit nicht kriegte, dann überhaupt nicht. Er hatte einen Lastwagen mit widersprüchlichen Kennzeichen ins Visier genommen. Die hintere Nummer war handgemalt und stimmte mit der vorderen nicht überein. Für einen Verkehrspolizisten war das ein gefundenes Fressen, und doch fing ich kurz seinen Blick auf, bevor er sich wieder dem Laster zuwandte.

»Was für ein Kopf?«, fragte er ganz ruhig.

»Bitte?«

»Fischkopf?«

Er sprach immer langsam und deutlich wie ein Sonderlehrer. Trotz der Tatsache, dass ich eine durchschnittlich intelligente, vierunddreißigjährige Thailänderin war, redete er oft mit mir wie mit einem unterbelichteten Teenager.

»Hundekopf?«, fuhr er fort. »Kohlkopf?«

»Menschenkopf«, sagte ich so ruhig, wie es mir unter den entnervenden Umständen möglich war. Es ist immer schwierig zu entscheiden, wem man es melden soll, wenn man am Strand einen Kopf findet. Dafür gibt es keine allgemeingültigen Vorschriften. Und wenn ich »immer« sage, mag das vielleicht etwas übertrieben klingen, denn ich kann nicht gerade behaupten, dass ich bei meinen morgendlichen Spaziergängen mit den Hunden schon über allzu viele Köpfe gestolpert wäre. Selbstverständlich hatte ich in Leichenschauhäusern und an Unfallorten schon abgetrennte Körperteile gesehen, doch an diesem Mittwoch fand ich meinen ersten herrenlosen Kopf. Ich war direkt erschüttert, wie wenig es mich erschütterte.

Mein innerer Wecker hatte um sechs geklingelt, wie jeden Tag. Er besitzt keine eingebaute Schlummerfunktion, also stand ich auf. Es war keine Gewohnheit, die meinem Wunsch entsprang, den Sonnenaufgang zu sehen oder fröhlich mit meinen hündischen Freunden am Strand entlangzuwandeln. Die Gewohnheit war dem Umstand geschuldet, dass es in dem Dreckloch, in dem wir vor einem Jahr gelandet waren, abends rein gar nichts zu tun gab. »Maprao« heißt Kokosnuss, was diesen Ort ganz gut beschreibt: dickfellig, eintönig und ohne jede Substanz. Aber ich verliere mich hier gerade auf Nebenschauplätzen und verderbe das, was eine komprimierte, spannende Einleitung meiner Geschichte werden sollte, also spare ich mir das Gejammer und die Familienintrigen für später auf.

Zurück zum Strand. Wir hatten zwei Hunde. Oder vielleicht sollte ich besser sagen, die beiden Hunde hatten uns, denn sie waren nicht einzusperren. Wenn sie Hunger hat-

ten, ließen sie von dem Unfug ab, den sie gerade so trieben, und kamen angeschlendert. Meist ließen sie sich sogar dazu herab, in unserer bescheidenen Ferienanlage zu schlafen – oder auch nicht. Unglücklicherweise jedoch standen sie jeden Morgen schwanzwedelnd vor der Tür. Gogo – eine Töle in jeder Hinsicht – war von meiner Mutter am Straßenrand aufgelesen worden. Kein Benehmen. Keine Dankbarkeit. Keine Verdauung. Sie fraß wie ein Pferd und schiss wie eine Kuh. Unser Tierarzt Dr. Somboom, der glücklicherweise Viehspezialist war, erklärte uns, Gogo sei körperlich nicht dazu in der Lage zu verdauen. Also gaben wir ihr jeden Tag einen Riesenberg zu fressen, in der Erwartung, dass wenigstens ein klitzekleiner Teil davon seinen Weg in ihre Muskeln finden würde. Das war bisher noch nicht geschehen.

Hund Nummer zwei: Sticky, auch »Reisbällchen« genannt – weiß mit einem riesengroßen schwarzen Auge –, war ein ehemaliger Tempelhund. Er war ein Dieb. Noch keine sieben Monate alt, aber das ist keine Entschuldigung. Wäre er ein menschlicher Teenager, säße er längst in einer Besserungsanstalt für jugendliche Straftäter. Kein Schuh draußen vor den Gästezimmern war vor ihm sicher. Keine Instantnudelpackung auf den unteren Regalen, kein trocknender Tintenfisch, kein Gartengemüse. Er holte sich alles. Und – schlaues Biest, das er war – er hinterließ keine Spuren, weil er einfach alles auffraß: Blätter, Päckchen, Schnürsenkel. Er gab dem Wort »genießbar« eine ganz neue Bedeutung. Wer noch nie gesehen hat, wie sich ein Hund durch Beton frisst, ohne Krümel zu spucken, der kennt Reisbällchen noch nicht.

Okay. Ich hab mich schon wieder verquatscht. Da waren wir also: am Strand. Der Wind *du jour* fing gerade an, die

Styroporblöcke wie Steppenläufer herumzurollen. Die Flut warf Plastiktüten auf den Strand. Unser Gassigehen hatte nichts Vergnüglichen, aber meine Mutter – Mair – bestand darauf, dass ich zweimal täglich mit den Hunden rausging – als hätten sie keinen eigenen Willen. Es war November, sodass unter all dem Müll kaum Sand auszumachen war. Stadtbewohner, hinter deren Haus ein Fluss verläuft, betrachten diesen als praktisches, kostenloses Müllentsorgungssystem. Schmeiß eine Plastiktüte voller Windeln rein, und – *voilà* – schon ist sie weg. Die Natur wirkt wahre Wunder. Der ganze schleimige Dreck wird vom Fluss Lang Suan an dessen Mündung ausgespien und landet brav mit der auflaufenden Monsunflut in unserer Bucht. Die Hunde lieben Mülltage, weil fauliger Fisch und halb leere Schokoladenmilchkartons offenbar mehr Nährstoffe enthalten als das exorbitant teure Dosenfutter, das sie von Mair bekommen.

Die Hunde waren vierzig Meter voraus, und sie hatten etwas zwischen dem Treibgut gefunden. Sie waren richtig aufgeregt. Wenn Gogo etwas findet, was sie nicht kennt, jault sie und führt so etwas wie einen hündisch-indianischen Kriegstanz auf. Wenn Sticky auf etwas Unerwartetes stößt, frisst er es auf. Aber offenbar war es zu groß, um es zu fressen, denn er tänzelte vor und zurück und bellte sich die Seele aus dem Leib. Als ich näher kam, dachte ich, die Flut hätte eine Gummimaske angespült. Ein Gesicht starrte mich an wie eine dieser grässlichen Halloween-Fratzen. Ich dachte, es wäre vielleicht lustig, die Maske mitzunehmen, um meinen kleinen Bruder damit zu erschrecken. Ich trat sogar nah genug heran, um sie aufzuheben. Und da merkte ich es dann.

Meine »Schwester« und ich träumen davon, eines Tages

mit dem Verfassen von Filmdrehbüchern reich zu werden. Einige Monate zuvor hatte ich unserem Helden Clint Eastwood mehrere Treatments nach Carmel in Kalifornien geschickt. Er besitzt eine Filmfirma namens Malpaso Productions. Die nehmen ausdrücklich KEINE Film-Treatments per Mail an. Das war zu erwarten, da sie nicht nur keine E-Mail-Adresse haben, sondern nicht mal eine Website. Wie allmächtig muss sich ein Mann fühlen, wenn er das Internet meidet? Wie kann man einen solchen Mann nicht mögen? Keine Belagerung durch nervige Amateure, die ihm nur seine kostbare Zeit stehlen. Keine Groupies. Clint ist nicht zu erreichen – es sei denn, man hat zufällig einen ehemaligen Bruder, der sich als Internetkrimineller durchschlägt. Für Sissi ist das Netz wie eine .44er Magnum. Mithilfe ein paar simpler Hacker-Tricks, die – wie man mir erklärt – jeder Drittklässler durchführen könnte, fand Sissi die streng geheime E-Mail-Adresse von Clints persönlicher Assistentin: *Liced*. Ich habe diesen Namen bisher nur geschrieben gesehen. Keine Ahnung, wie man ihn ausspricht. Jedenfalls begann Sissi einen Schriftwechsel mit Liced, den sie damit begann, sie daran zu erinnern, wie glücklich sie sich schätzen könne, für Clint zu arbeiten, woraufhin Liced ihr mitteilte, sie solle sich aus ihren privaten Mails fernhalten, anderenfalls müsse sie mit einer Anzeige wegen Belästigung rechnen. Doch wie so oft in solchen Situationen entwickelte sich aus der anfänglichen Animosität eine Freundschaft. Diese wurde damit besiegelt, dass Sissi ihr ein Kilo hochwirksame Kräuterkapseln schickte, nachdem sie aus der privaten Krankenakte erfahren hatte, dass die Dame unter Nierensteinen litt. Es war ein Geburtstagsgeschenk. Liced war überwältigt, und durch dieses Hintertürchen konnten wir unsere

Treatments einreichen, aber vermutlich fragen Sie sich, was das eigentlich alles mit einem Schädel am Strand zu tun hat. Stimmt's? Es steht Ihnen ohne Weiteres zu, irritiert zu sein. Aber jetzt kommt's.

Meine erste Reaktion beim Anblick eines abgetrennten Schädels am Strand hätte sein sollen: »O mein Gott. (Schrei nach Gusto, denn es war keiner da, der ihn hätte hören können.) Wie schrecklich«, usw. Wohingegen vor meinem inneren Auge die Einstiegsszene eines Films aufblitzte.

AUSSEN/FRÜHER MORGEN – COCONUT BEACH

Ein hübsches asiatisches Mädchen joggt einen wunderschönen weißen Strand entlang, mit Tin Tin, ihrem Golden Retriever, an ihrer Seite. Das winzige T-Shirt klebt verschwitzt an ihren kecken Brüsten und lässt die Nippel erahnen. Nicht so deutlich, dass sich die Zensur gleich provoziert fühlt, aber doch offensichtlich genug, um eine halbe Million notgeiler Teenagerbengel anzulocken, sobald sie den Kinotrailer gesehen haben. Sie stolpert über einen abgetrennten Kopf im Sand ...

Man müsste noch dran arbeiten. Ich meine, sie müsste ja blind sein, wenn ihr an einem weiten, weißen Strand ein abgetrennter Kopf nicht auffallen würde. Vielleicht könnte ich aus Tin Tin einen Blindenhund machen. Entscheidend aber war ... dieser Kopf hatte meine Fantasie schon in Gang gesetzt, bevor mir überhaupt in den Sinn kam, dass ich mich davon abgestoßen fühlen sollte. In meinem kleinen Herzen hoffte ich, es sei nur ein psychologischer Schutzmechanismus. Dass mein Unterbewusstsein den Schrecken meiner Entdeckung ausblendete und durch ein Drehbuch ersetzte.

Wenn alles nach Plan lief, würde ich später in Tränen ausbrechen und wäre nicht mehr zu beruhigen.

Ich sah ihn mir genauer an: Kopf. Mann. Dreißig. Vielleicht jünger, wenn Wellen und Salzwasser ihm nicht so zugesetzt hätten. Zwei Ohrringe im linken Ohr. Lange Haare umrankten ihn wie Seetang. Ein wächserner Gesichtsausdruck à la: »Nein! Um Gottes willen, tu das nicht!« Lag an einen Schuh gelehnt. Merkwürdigerweise ist unser Strand eine Fundgrube für einzelne Schuhe. Zahllose Einbeinige kommen nach Maprao, um ihre Schuhbestände aufzustocken. Der Kopf lehnte in einem solchen Winkel an einem hellgrünen Holzschuh, dass sich die Möglichkeit andeutete – eine vage und abwegige Möglichkeit –, der Rest der Leiche könnte aufrecht stehend darunter begraben sein, wie ein chinesischer Terrakotta-Krieger. Wenn man allerdings bedachte, wie lange es dauerte, einen Terrakotta-Krieger einzugraben, kamen mir doch ernste Zweifel, aber eine gute Enthüllungsjournalistin lässt nichts ungeprüft. Ich stieß mit einem kleinen Stock dagegen.

Das war in mancherlei Hinsicht ein Fehler, denn der Kopf drehte sich um und starrte mich glasig an. Der Mund klappte ein Stück weit auf, als wollte er etwas sagen, und ein Krebs kletterte daraus hervor. Kurz sackte mein Herz in die Hose. Da er mein Erschrecken spürte, kam Sticky angelaufen, um mich zu beschützen. Er packte den Kopf bei der Nase und fing an, ihn herumzuschütteln. Das war sehr mutig von ihm, und ich möchte gern glauben, dass er sich als mein Beschützer sah und nicht einfach nur sein Frühstück vorzog. Als mich Opa Jah zwanzig Minuten später zum Strand begleitete, war der Kopf aus ebendiesem Grund mit einem Plastikwäschekorb zugedeckt, auf dem ein Stein lag. Aus Gründen der Beweissicherung. Ich ent-

fernte den Korb und fotografierte den Kopf mit meinem Handy aus verschiedenen Blickwinkeln, während Opa im Schneidersitz davorhockte.

»Meinst du, er wurde von einem Hai angegriffen?«, fragte ich.

Oft unterbreitete ich Opa Theorien, auf die ich die Antwort bereits kannte. Es gab ihm ein Gefühl der Überlegenheit, was seine kreativen Säfte in Wallung brachte. Es mag etwas sonderbar erscheinen, dass ich in einem Fall von akuter Kopflösigkeit einen Verkehrspolizisten konsultierte, doch tief in seinem Inneren war Opa ein echter Polizist im westlichen Sinne gewesen. Wahrscheinlich hätte er einen erstklassigen Detective abgegeben, wenn er nur hin und wieder mal Bestechungsgelder angenommen hätte. Korruption war ein notwendiges Sprungbrett auf dem Weg zu einer Beförderung bei der thailändischen Polizei. Wer traute schon einem ehrlichen Polizisten? Seine Kollegen konnten nicht auf ihn zählen. Wahrscheinlich könnte ich hier jetzt einen kleinen Scherz über *Whistleblower* einflechten, aber ich darf meine Geschichte nicht aus den Augen verlieren. Ich will nur darauf hinweisen, dass er nach vierzig Jahren bei der Polizei noch immer den bescheidenen Rang eines Korporals bekleidete, und ohne jeglichen Bakschisch-Bonus lebte er mehr oder weniger von dem, was unser Familienladen in Chiang Mai damals abwarf. Hätte er sich nur hin und wieder schmieren lassen, wäre sicher was aus ihm geworden. Er hatte einen ausgeprägten Polizeinstinkt.

»Nein«, sagte er.

Wollte man ihm allerdings etwas aus der Nase ziehen, war das, als wartete man auf die Geburt eines kleinen Wals.

»Wie ›nein?«

»Wenn der Hai keinen Säbel dabei hatte«, er gönnte sich

einen kleinen Moment, um über meine Ahnungslosigkeit zu seufzen, »hat das hier nichts mit Meeresgetier zu tun.«

Ich musste zugeben, dass die Halswunde sehr sauber war, aber ich wusste auch, wie trügerisch erste Eindrücke sein können. Unwillkürlich dachte ich an diesen Ausländer vor ein paar Monaten, der mit einer Plastiktüte über dem Kopf und einem Strick um den Hals von einer Brücke gesprungen war. Als sich die Schlinge zuzog, war der Körper abgerissen und in den Fluss gestürzt. Zurück blieb ein Kopf in einer Plastiktüte am Ende eines Seils. Wochenlang glaubte die Polizei an einen Mafia-Rachemord. Der Pathologe bestätigte jedoch, dass die Gravitation schuld war. Offenbar sind Köpfe nicht so gut befestigt, wie wir es gern hätten.

»Wieso das?«, fragte ich.

Er warf mir einen Blick zu. »Denk nach, Jimm, denk nach. Erstens gibt es – ganz im Gegensatz zu dem, was uns das thailändische Kino weismachen möchte – gar nicht so viele Meeresungeheuer, die Menschen aus Spaß an der Freude verstümmeln. Haie sind gefürchtete Tiefsee-Psychopathen, aber sie haben ihren schlechten Ruf zu Unrecht. Eigentlich würden sie lieber Plankton schlürfen, als sich die Mühe zu machen, auf menschlichem Knorpel herumzukauen. Wenn wir sie in Ruhe lassen, wollen sie nichts von uns wissen. So einfach ist das. Die Gefahr, bei einem Salut eine Kugel abzubekommen, ist größer als die, von einem Hai angegriffen zu werden. Zweitens sind Gewebe und Wirbelsäule am Hals besonders stabil. Ein Meerestier müsste sein Opfer schütteln und darauf herumbeißen, um durchzukommen. Ich sehe hier aber keine Prellungen. Es war ein einzelner, sauberer Schnitt, ausgeführt von einem geübten Schwertkämpfer.«

»Was denkst du, wie es unseren Freund hier so körperlos an diesen Strand verschlagen hat?«, fragte ich.

Opa tänzelte durch den Sand, hob – zu meiner Überraschung – den Kopf auf und drehte und wendete ihn wie ein Antiquitätenhändler auf der Suche nach einem Herstellungsdatum.

»Scharfes Messer?«, sagte er. »Machete? Schwert? Keine Ahnung. Ich war ja kein Gerichtsmediziner. Ich war Verkehrspolizist.«

Ich nahm mein Handy und fing an, eine Nummer zu suchen.

»Wen rufst du an?«, fragte er.

»Polizei.«

Immer nahm er diesen zitronigen Gesichtsausdruck an, wenn ich die Polizei erwähnte.

»Geh nur und erzähl es Obmann Beung«, sagte er.

Wie sich herausstellte, gab es sehr wohl entsprechende Verfahrensregeln, und wer war besser geeignet, mit Köpfen umzugehen, als das Oberhaupt des Dorfs? Später erfuhr ich, dass es nichts Ungewöhnliches war, wenn Leichen und Teile von solchen an den Strand gespült wurden. Entsprechende Vorschriften waren im Klubhaus des Fischereivereins angeschlagen. Eine erstaunliche Zahl von Fischern konnte nicht schwimmen, und eine noch größere Zahl nahm verschiedenste Substanzen zu sich, um nachts wach zu bleiben. Nach einem Liter Red Bull hält sich so mancher für einen Delfin. Nun muss man nicht meinen, dass hier im Golf acht Meter hohe Wellen über die Decks der Piratenschiffe rollen. Drei Meter Dünung sind bei uns normal, und da kommt man mit einem Schlauchboot sicher drüber. Hier an der Ostküste haben wir keine Riesenbrecher. Hin und wieder allerdings

geht mal einer über Bord und verschwindet aus dem Licht der Scheinwerfer.

*Beim Auffinden eines Leichnams am Strand ist der Finder angehalten, umgehend das Dorfoberhaupt zu informieren.
(Vorschrift 11b)*

In unserem Fall war das *Pooyai* Beung. *Pooyai* bedeutet wörtlich übersetzt »großer Mensch«. Daher nenne ich ihn sarkastisch auf Englisch »Bigman«, denn das ist er nicht. Bisher hatte ich noch keinen Grund, ihn auf die Waage zu stellen, aber ich möchte bezweifeln, dass er mehr als ein Schellfisch wiegt. Er ist weit über sechzig, hält sich aber bemerkenswert in Schuss. Er färbt seine abstehenden Haare hellbraun, was an einen Pinsel erinnert. Er hat eine Frau hier zu Hause in Maprao, eine Unterfrau in Grajom Fy, drüben beim Krematorium, und eine Freundin in Lang Suan. Ich möchte bezweifeln, dass seine Ausdauer reicht, um eine davon im Bett zu behelligen, aber deshalb hat er seinen Harem vermutlich auch gar nicht zusammengestellt. Bei Beung ist alles Show. Er besitzt einen ganzen Schrank voll Uniformen, die er bei jeder Gelegenheit trägt: Freiwilliger der Autobahnpolizei, Bürgerwehr, Küstenalarmtruppe, Pfadfinderführer, Dorfoberhäupterbund und viele mehr. Einmal habe ich sogar beobachtet, wie er im Tarnanzug seine Palmen düngte. Anfangs hatte ich ihn gar nicht gesehen. Ich möchte bezweifeln, dass er je beim Militär war, aber anscheinend kann hier unten jeder anziehen, was er will. Neben seinem Uniformfetisch und dem seltsamen Erscheinungsbild ist Bigman Beung außerdem ein schleimiger Widerling. Daher fuhr ich nur sehr widerwillig mit Mairs Einkaufsfahrrad um die Bucht herum zu seinem Haus.

»Ah! Mein kleines Lieblingsstarlet«, sagte er. »Du kommst mir gerade recht. Ich fühle mich ein wenig steif. Bist du gut im Massieren?«

Er rekelte sich auf einem hölzernen Liegestuhl vor seinem Haus, trug eine Militärjacke und irgendwelche Shorts. Eine Dose Leo-Bier stand neben seinem Arm. Es war sieben Uhr morgens. Seine Hauptfrau saß wenige Meter entfernt und rupfte Hühner. Sie war gebaut wie eine Industriewaschmaschine. Ich hatte sie noch nie ein Wort sagen hören.

»*Pooyai* Beung, da liegt ein Kopf am Strand«, sagte ich.

»Genau hier«, fuhr er fort, wobei er sein Hosenbein hochzog und einen leichenblassen Oberschenkel freilegte. »Total verkrampft. Hab mir wohl einen Muskel gezerzt. Eine kleine Massage würde ihn bestimmt lockern ... es sei denn, es hätte den gegenteiligen Effekt.« Er grinste dreckig.

Ich bezweifelte, dass er irgendwelche Muskeln hatte, und fragte mich langsam, ob er eigentlich Ohren besaß. Hatte ich ihm nicht gerade erzählt, dass da ein Kopf am Strand lag? Ich versuchte es noch mal: »Beung, hören Sie zu. Unten bei unserer Anlage liegt ein menschlicher Kopf am Strand.« Ich beschrieb ihn.

Er lächelte, und sein oberes Gebiss klappte herunter wie eine Guillotine. Mit der Zunge schob er es wieder hoch.

»Hat keine Beine, oder?«, fragte er.

»Bitte?«

»Dieser Kopf. Hat er Beine?«

»Es ist ein Kopf. Wenn er Beine hätte, wäre es eine Leiche und ich hätte gesagt: ›Beung, da liegt eine Leiche am Strand.‹ Wir haben aber nur einen Kopf. Kapiert?«

Ich schätze, ich hätte unserem Obmann mehr Respekt entgegenbringen müssen. Es gab Leute in unserem Dorf, die ihm mit einiger Ehrerbietung begegneten und nur hin-

ter seinem Rücken wagten, sich über ihn lustig zu machen. Aber es gibt dreizehn Dörfer in Maprao – mit insgesamt fünftausend Einwohnern – und Bigman Beung war der Obermufti in Dorf Nummer dreizehn. Höchstens fünfzehn Häuser. Nicht gerade der Bürgermeister von New York. Und hatte ich schon erwähnt, dass er ein schleimiger Widerling ist?

»Wenn er keine Beine hat«, sagte er, »kann er ja nicht weglaufen, oder? Er bleibt, wo er ist, stimmt's? Wird auch nach dem Treffen des Sparvereins noch da sein. Nicht so dringend, dass ich alle Vereinsmitglieder anrufen müsste, um abzusagen, oder? Hab ich recht?«

»Nicht so dringend?« Langsam regte er mich auf. »Da liegt ein Menschenkopf. Der war mal an jemandem befestigt. Wahrscheinlich hat der Mann Familie, und die machen sich Sorgen um ihn. Er könnte ein Mordopfer sein. Und der Täter könnte da draußen rumschleichen, auf der Suche nach seinem nächsten Opfer. Und alles nur, weil niemand einen Mord gemeldet hat. Macht Ihnen das keine Sorgen?«

»*Nong Jimm*«, sagte er. *Nong* – kleine Schwester –, unweigerlich der Startschuss für herablassende Ausflüchte.

»*Nong, Nong Jimm*«, wiederholte er. Er nippte an seinem Frühstücksbier und lächelte, wobei er mit der Zunge seine Zähne oben hielt, damit sie auf keinen Fall wieder herunterklappten. »Viel mehr Sorgen macht mir, dass sich ein hübsches Ding wie du für so hässliche Sachen interessiert. Mord und Totschlag. Vergewaltigung. Grapschen nach den kleinen Brüsten Minderjähriger. Nimm es mir nicht übel, aber du bist hier weit weg von dieser Welt. Das Leben hier in unserer friedlichen Gemeinde wird dir guttun, damit du mal siehst, wie viel Liebe und Güte es auf diesem Planeten gibt. Wir empfinden große Zuneigung für dich, Jimm Juree.

Genau hier.« Beiläufig fiel seine Hand auf seinen Schoß.
»Kühl dein heißes Herz.«

Die Welt, auf die er sich bezog, war die Welt der Kriminalreportagen. Ich war nur ein Nierenversagen davon entfernt gewesen, Leitende Kriminalreporterin der *Chiang Mai Mail* zu werden. Über ein Jahr war vergangen, seit ich aus meinem Job gerissen wurde, also nahm ich an, dass der alte Leitende Kriminalreporter inzwischen wohl längst beim großen Treffen der Anonymen Alkoholiker im Himmel war. Vermutlich hatten sie den Job dem nervigen Arkom gegeben – gute Rechtschreibung, lausiger Journalist. Dabei war es eigentlich mein Job. Jimm Juree, Thailands zweite Leitende Kriminalreporterin. So hatte ich mir das vorgestellt. Respektiert. Bewundert. Interviewt von *Time Asia*: »Thailänderin gelingt Unglaubliches«. Und was ist aus mir geworden? Köchin und Tellerwäscherin im *Gulf Bay Lovely Resort & Restaurant*. Nächstgelegene Stadt: Lang Suan. Ein Ort, in dem man nur aussteigt, wenn der Zug liegen geblieben ist.

»Sie wollen die Polizei also nicht informieren?«, fragte ich.

»Selbstverständlich will ich das«, sagte er. »Es ist schrecklich. Ein Kopf am Strand. Schrecklich. Gleich nach unserem Neun-Uhr-Termin werde ich mit einem Vertreter der Küstenalarmtruppe hinfahren, um sicherzustellen, dass es sich tatsächlich um einen Kopf handelt.«

»Meinen Sie, ich wüsste nicht, wie ein Kopf aussieht?«

»Nong. Beruhige dich. Natürlich weißt du, wie ein Kopf aussieht. Aber du bist nur die erste Stufe des Protokolls, eine inoffizielle Augenzeugin. Vorschrift fünfzehn schreibt vor, dass sämtliche Behauptungen von offizieller Seite bestätigt werden müssen.«

»Obwohl es mit dem Motorrad nur fünf Minuten sind und Sie vor Ihrem Treffen noch zwei Stunden totzuschlagen haben, wollen Sie den Kopf da einfach liegen lassen, bis ... Um welche Uhrzeit ist Ihre Besprechung zu Ende?«

»Oh, es könnte elf werden.«

»Das sind vier ...?«

Da begriff ich. Natürlich. Ich war an diesem Tag ein bisschen langsam. Papierkram. Es war November, ein Monat mit hohen Flutständen. Um elf Uhr wäre da kein Strand mehr. Der Kopf wäre inzwischen fortgespült, denn die monsunische Reise nach Jerusalem hätte den ganzen Müll südwärts befördert und uns einen neuen Schwung gebracht. Jeden Tag kann man neues Treibgut finden. Gegen Mittag müsste sich jemand anders mit dem Kopf herumschlagen. Bei uns kann eine Phase der Untätigkeit fast jedes Problem lösen. Ich warf einen Blick auf mein Handy.

»Können Sie mir bestätigen, dass es sieben Uhr fünfzehn ist?«, fragte ich.

Er hob seine imposante Taucheruhr und sagte: »Ja.«

»Danke«, sagte ich und fotografierte ihn.

»Wofür?«

»Für dieses Interview«, sagte ich.

»Welches Interview?«

»Ihres.«

Ich hielt das Handy hoch, damit er sein Foto sehen konnte.

»Du hast doch nicht etwa ...«

»Hab jedes Wort aufgenommen«, sagte ich. »Tut mir leid, aber ich habe den Kopf schon der Zeitung *Thai Rat* gemeldet. Die möchten, dass ich den offiziellen Weg gehe, um zu prüfen, wie das System funktioniert. Ich muss denen nur sagen ...«

»Moment!«, sagte er mit finsterem Blick auf mein Handy, als wäre es geladen und auf seinen Kopf gerichtet. »Du meinst einen *menschlichen* Kopf?«

Ich musste lachen. Ich hörte ein Glucken. Da die Hühner tot waren, ging ich davon aus, dass es wohl von Beungs Frau kam.

»Keine Sorge, Beung«, sagte ich. »Inzwischen nehme ich nicht mehr auf.«

Beung wirkte konsterniert, aber die Erfahrung hat mich gelehrt, dass schleimige Widerlinge nicht gewalttätig werden. Sie schleimen sich aus Problemen raus.

»Meine süße, kleine *Nong Jimm*«, sagte er. »Wie lange sind wir schon befreundet?«

Gerade wollte ich sagen: Waren wir noch nie, aber ich kam nicht dazu.

»Offensichtlich handelt es sich hier um ein Missverständnis aufgrund kultureller Unterschiede«, sagte er. »Nord trifft Süd. Sprachprobleme. Nicht ungewöhnlich.«

Ich war mir sicher, dass wir beide normales Thailändisch gesprochen hatten. Er zwinkerte mir zu und griff nach seinem Handy, das zwischen zahllosen Amuletten um seinen Hals baumelte. Er drückte eine Kurzwahl, und ich konnte John Denvers »Take Me Home, Country Roads« hören, während er wartete. Als die Verbindung zustande kam, sagte er nur zwei Worte.

»Code M.«

Andererseits ist M wohl eigentlich kein Wort. Ich fuhr mit Mairs Fahrrad am Strand entlang zurück und lächelte vor mich hin. Ganz schön clever. Ich wusste, dass es Handys mit Aufnahmefunktion gab, auch wenn ich selbst keins besaß.

Wir waren gerade beim Frühstück, als der Kopf abgeholt wurde. Wir hatten Mair nichts davon erzählt. Möglicherweise hätte es ihr nichts ausgemacht, aber ihr Zustand war labil. Zahlen und Namen und Folgen von Ereignissen überforderten sie seit einigen Jahren. Es gab Zeiten, in denen Details unserer Familie umherflatterten wie halb verbrannte Motten im Kerzenschein. Sie hatte mich Sissi genannt und von der Operation gesprochen, die mich von einem Mann in eine Frau verwandelt hatte. Sie sah unseren längst verstorbenen, praktisch unbekanntem Vater im Angesicht von Opa Jah und fing an, peinliche Anekdoten zu erzählen, die wir im Keim ersticken mussten. Regelmäßig trug sie absurde Schuhe und erklärte uns, das sei der letzte Schrei, und sie war überzeugt davon, dass es sich bei den Konservierungsstoffen in Lebensmitteln um Gewürze handelte. Inzwischen hatte sie so viele davon gegessen, dass sie wahrscheinlich hundertfünfzig Jahre alt werden würde. Der Umstand, dass diese Phasen selten waren und sie über lange Zeiträume der normale, fürsorgliche Mensch war, den wir liebten, machte ihre Krankheit nur noch umso frustrierender. Wir vergaßen, dass dieser andere Mensch in ihr wohnte. Wir waren sicher, dass es nicht die echte Mair gewesen war, die unser Haus in Chiang Mai verkauft und uns in dieses Fünf-Hütten-Loch verbannt hatte. Fünf Tische unter Lauben aus Bananenblättern. Ein halb leerer Laden. Dreckiger Strand. Warmes Wasser voller Quallen. Wir hatten unser Leben, unsere Karrieren, unsere Träume hinter uns gelassen, um mit ihr hierherzuziehen, weil wir wussten, dass sie allein eingehen würde. Ich kündigte bei der Zeitung. Bruder Arny gab seinen Traum auf, Thailands Bodybuilder-Gott zu werden. Opa Jah ... na ja, der ließ nichts hinter sich zurück, aber er war genauso stinkig

wie wir, aus dem einfachen Grund, dass er sowieso immer stinkig war. Nur Sissi hatte ihren familiären Verpflichtungen entsagt und war dort geblieben.

Der November brachte nervige Winde aus Nordost. Sie warfen Sand auf und peitschten das Salz von der Brandung. Also hatte mein kleiner Bruder Army Wände aus grüner Plastikplane um drei Seiten unseres Restaurants errichtet. Natürlich ging uns dadurch der Blick aufs Meer und die Bucht verloren, doch die Begeisterung, direkt am Meer zu wohnen, hatte sich schon länger gelegt. Dafür hatten wir beim Essen nun einen tollen Ausblick auf den Parkplatz.

»Da kommen Generäle«, sagte Mair.

Ich blickte auf und sah, dass ein Auto vor unserem Laden hielt und zwei uniformierte Männer ausstiegen. Das Rauschen der Brandung hatte ihr Kommen übertönt.

»Das ist Bigman Beung, Mair«, sagte ich. »Unser Dorf überhaupt. Und Pot vom Fahrradladen.«

»Aber die tragen Orden.«

»Bänder, Mair. Die gehören zur Uniform. Sind angenehm. Hat nichts zu bedeuten.«

»Die sind so elegant«, sagte sie und lächelte. »Ich mag Männer in Uniform. Habe ich euch schon mal von meiner Affäre mit diesem Kampfpiloten erzählt?«

»Ja«, sagten wir alle.

»Er hatte so einen merkwürdig geformten ...«

»Jaaa«, wiederholten wir.

»Was meint ihr, was die hier wollen?«, fragte sie.

»Strandinspektion«, erklärte ich. »Die suchen nach Beweisen, um die Leute zu kriegen, die ihren Müll in den Fluss werfen. Nebenkostenrechnungen. Fotos. Erkennbare Körperausscheidungen für die DNA-Analyse.«

Meine Lüge wurde von der Ankunft eines schmutzigen,

beige-braunen Transporters gestützt, aus dem ein Polizeibeamter stieg, den ich noch nie gesehen hatte. Er war übergewichtig und trug so offensichtlich ein Toupet, dass es aussah, als hätte der Wind es ihm an den Kopf geweht. Es war zwei Monate her, dass ich zuletzt offiziell mit dem Revier von Pak Nam zu tun gehabt hatte, und mittlerweile hatte sich bestimmt ein gutes Dutzend Beamte die Klinke in die Hand gegeben. Es war wie in einer Fernsehserie. Man hatte seine Stammdarsteller, die nicht wegkonnten: Major Mana, weil er hier einen aufstrebenden Amway-Handel trieb; Sergeant Phoom und die Constables MaYai und Ma Lek, weil sie hier geboren und aufgewachsen waren, Familien gegründet hatten und sich weigerten wegzugehen; und mein herzallerliebster Lieutenant Chompu, weil ihn sonst keiner wollte. Alle anderen Schauspieler waren auf der Durchreise nach irgendwo anders. Versetzung, Probeanstellung, Degradierung, Verbannung. Nach Pak Nam schickte man zwielichtige Beamte, die offiziell »auf inaktive Posten versetzt« werden sollten. Nirgends konnte man besser inaktiv sein als in Pak Nam. Tatsächlich gab es lange Phasen, sogar Monate, in denen es sich gar nicht vermeiden ließ.

Ein drittes Fahrzeug hielt neben dem Polizeitransporter, womit unser Parkplatz voll war. Es handelte sich um einen riesigen, schwarzen SUV mit einem Bullenfänger voller Scheinwerfer. An den Türen prangte ein vertrautes Symbol: die Rückenansicht eines hünenhaften Mannes im Overall, mit einer üppigen, aber ohnmächtigen Frau in den Armen. Immer wenn ich dieses Logo sah, spürte ich den unwiderstehlichen Drang, mich zu übergeben. Es war das Symbol der Nationalen Rettungstiftungen. In unserem Fall die kahlen Männer von der SRM, der *Southern Rescue Mission Foundation*. Angeblich eine wohltätige Stiftung, de-

ren Aufgabe darin bestand, der Seele ihre Reise an einen besseren Ort zu erleichtern. Immer die Ersten, die da waren, wenn es um Unfälle, Mord oder Selbstmord ging. Für manche Leute sind die Männer von der SRM blutrünstige, geldgeile, kaltherzige Geier. Mit Wohltätigkeit ist in Thailand ein gutes Geschäft zu machen. Die Missionen erhalten oft großzügige Spenden und werden in Testamenten sogar mit ganzen Anwesen bedacht. Das Bestreben, einen Unfallort als Erster zu erreichen, ist also eher einer finanziellen als einer spirituellen Notwendigkeit geschuldet. Ich habe schon Unfälle erlebt, bei denen zwei Missionen mit Knüppeln aufeinander losgingen, während die Verletzten auf der Straße verbluteten. Ich habe gesehen, wie Missionsmitarbeiter bei einer Drogenüberdosis immer wieder den Puls prüften. Dazu muss man wissen, dass eine Leiche mehr einbringt, als ein Opfer ins Krankenhaus zu schaffen. Nicht auszudenken, wenn die Leiche überleben würde. Und doch sind diese Verbrecher für die Sterbeindustrie so überlebenswichtig geworden, dass die Polizei es nicht mehr für nötig hält, sich die Hände blutig zu machen. Das Einsammeln und Abliefern von Leichen bleibt ganz und gar diesen »Rettungsdiensten« überlassen.

Die beiden dunkelhäutigen Männer, die aus dem SUV geklettert waren, sahen aus wie Socrates und Ben, die Ratten aus dem Horrorfilm *Willard*. Finster und knorpelig. Sie scherzten mit dem Polizisten und nickten zu unserem Küstenalarmtrupp hinüber. Ich hatte Beung erklärt, dass der Kopf unter der schiefen Palme lag, also bat man mich nicht, sie zu begleiten, als sie gemeinsam zum Strand gingen. Sie bahnten sich einen Weg durch den Müll, dann waren sie plötzlich verschwommen, als sie hinter unserem Windschutz verschwanden.

»Die sind sehr gewissenhaft«, sagte Mair.

»Umweltverschmutzung ...«, erklärte ich. »Bringt die Menschen zusammen.«

Kaum zehn Minuten später war die ganze Entourage wieder auf dem Parkplatz. Ich hätte gedacht, dass sie den Kopf in eine Styroporkiste legen würden. Zumindest hätten sie ihn in dem Wäschekorb transportieren können, mit dem ich ihn zugedeckt hatte. Nicht mal in meinen kühnsten Träumen war mir in den Sinn gekommen, dass Socrates, die größere der beiden Ratten, den Kopf an den langen Haaren baumeln lassen würde wie eine Räucherschale. Der Kerl trug einen langen gelben Handschuh. Nicht minder erstaunt war ich, als ich sah, dass sie einen Fotoapparat zückten und abwechselnd mit dem Kopf vor ihrem Wagen posierten. Mir wurde richtig übel. Sie wussten alle, dass wir keine zwanzig Meter entfernt saßen, aber das war ihnen egal. Beung und der Polizist fahren weg. Die SRM-Typen legten den Kopf hinten in ihren Transporter und wuschen sich die Hände an unserem Außenhahn. Ich wandte mich Mair zu. Sie saß da mit ihrem *Titanic*-Lächeln, diesem nichtssagenden Grinsen, das sie immer dann aufsetzte, wenn alles um sie herum im eisigen Wasser des Atlantiks versank.

»Der arme Mann«, sagte sie, und ich wusste, dass sie den Kopf meinte.

Ich war empört. Ich sprang auf und schob meine kleine Brust vor mir her, als ich zu dem großen, glänzenden Leichenwagen hinüberging. Mein Bruder Arny ist gebaut wie der Terminator, aber er ist sanft und im besten Sinn des Wortes herzergreifend. Ich wusste, dass er die Konfrontation scheute, aber er war mein Bruder, und ich spürte ihn direkt hinter mir, als ich der dünnen Ben-Ratte an die Brust tippte.

»Was soll das hier eigentlich werden?«, fragte ich.

Der dürre Kerl sah erst mich an, dann Arny.

»Ich wasch mir die Hände.«

»Sie wissen, was ich meine«, sagte ich. »Der Kopf da.«

Er musterte mich von oben bis unten. Ich hasse das. Es war eine dieser Gelegenheiten, bei denen ich mir wünschte, Arny wäre so stahlhart, wie er aussah. Ich wünschte mir, er würde sagen: »Wenn du meine Schwester noch mal so anlotzt, zerdrück ich deinen Schädel wie eine Dose«, oder irgendwas in der Art. Aber Arny war ein Jumbojet mit dem Gemüt einer Taube.

»Sind Sie mit ihm verwandt?«, fragte Socrates. Ich vermutete, dass er den Kopf meinte.

»Nein«, sagte ich.

»Na, dann schlage ich vor, Sie kümmern sich um Ihre eigenen Angelegenheiten«, sagte er.

»Aber ich habe ihn gefunden.«

»Braves Mädchen.«

»Und in seinem Namen fordere ich etwas mehr Respekt.«
Sie lachten.

»Weißt du, was du mit deinem Respekt machen kannst?«, sagte er und grinste. »Den kannst du deinem Freund hier in den Hintern schieben.«

Arny überraschte mich, indem er einen Schritt vortrat, doch plötzlich hielt die Ben-Ratte ein Klappmesser in der Hand. Mir war schleierhaft, woher das Ding so schnell gekommen war, aber er hatte so einen Gesichtsausdruck, der mir sagte, dass er es schon mal benutzt hatte. Er funkelte Arny an, der wie angewurzelt auf dem Kies stand.

»Komm schon, Twinkie«, sagte er. »Wollen wir doch mal sehen, wie viel Haare du lässt, bevor du mich kriegst.«

Er grinste breit. Links fehlten ihm alle Zähne. Wenn er sprach, sog er die ganze Wange ein.

»Ich schreibe für die *Chiang Mai Mail*«, sagte ich, wurde aber das Zittern in meiner Stimme nicht los.

»Oh, wie ich mich fürchte!« Socrates lachte, und plötzlich hielt auch er ein Messer in der Hand. Was war eigentlich los mit diesen Leuten?

»Kannst du auch ohne Finger schreiben?«, fragte er.

»Du machst mir keine Angst«, sagte ich, obwohl angesichts des Blutmangels in meinen Wangen inzwischen nicht zu übersehen war, dass er das sehr wohl tat. Er kam ganz nah an mich heran und beugte sich herab, sodass sein fauliger Atem mich umnebelte. Ich war entschlossen, nicht zurückzuweichen. Ich funkelte ihn an, halbherzig.

»Und falls du es vergessen haben solltest«, sagte er. »Du hast heute Morgen am Strand nichts gefunden. Okay?«

Ich habe gelernt, dass es einige wenige Situationen gibt, in denen schlaue Sprüche der allgemeinen Atmosphäre nicht eben zuträglich sind. Das war jetzt so eine.

»Okay«, sagte ich.

Er sah Army an, der weiß wie Finnland war.

»Okay?«, fragte er.

»Okay«, sagte Army mit bemerkenswert hoher Stimme.

Bis zu diesem Morgen hatte ich immer Probleme gehabt, das Wort *Unheil* zu definieren. Vor uns standen zwei Loser, dürre Gestalten, Nerds mit Klappmessern. Würde man ihnen auf dem Markt begegnen, wäre man froh, nicht als einer von den beiden wiedergeboren worden zu sein. Und selbst im Vorübergehen würde man merken, dass bei denen eine Schraube locker war. Dass irgendwo ein Kabel schmorte. Sie hätten etwas an sich, bei dem es einem eiskalt über den Rücken lief. Und man würde ihnen in die Augen sehen und wissen, dass sie keinen Spaß verstanden. Sie waren echt. Sie würden jeden töten, der ihnen den letzten

UNVERKÄUFLICHE LESEPROBE



Colin Cotterill

Ein Kopf macht noch keine Leiche

Ein Thailand-Krimi

Taschenbuch, Broschur, 352 Seiten, 11,8 x 18,7 cm

ISBN: 978-3-442-48127-9

Goldmann

Erscheinungstermin: April 2014

Kriminalreporterin Jimm Juree leidet unter Provinzblues. Nachdem ihre Mutter die fragwürdige Idee hatte, ein renovierungsbedürftiges Hotel zu kaufen, lebt die exzentrische Sippe in einem verschlafenen Nest – und Jimm sieht ihre Karrierechancen schwinden. Doch eines Morgens schlagen Jimms Hunde beim Gassigehen Alarm: Irgendein Strandgut ist äußerst interessant, nur leider zu groß zum Apportieren. Jimm findet einen Männerkopf, den sie artig den örtlichen Behörden meldet. Weil deren Interesse mäßig ist, ermittelt die findige Thailänderin bald auf eigene Faust – irgendwo muss schließlich auch der Rest des Toten stecken ...



[Der Titel im Katalog](#)